

Die Schärfung des semiotischen Blicks auf das sprachliche Zeichen

Zugänge zu seinem Verständnis in der Hochschullehre

Rüdiger Harnisch

Im vorliegenden Beitrag soll es darum gehen, die Grundeigenschaften, die das sprachliche Zeichen definieren, vom Gegenstand eines nur deklarativen Wissens durch die Erzeugung produktiver Irritation auf die Ebene des Verstehens zu heben. Vor einer linguistischen Professionalisierung ist das muttersprachliche Zeichen für Angehörige einer Sprachgemeinschaft nämlich keineswegs „bilateral“, stellt sich die Frage seiner „Motiviertheit“ nicht, ist seine „Konventionalität“ selbstverständlich.¹ Es bedarf schon besonderer Umstände, dass man sich dieser Eigenschaften sprachlicher Zeichen bewusst wird, etwa wenn im Fremdsprachenunterricht durchaus zwischen der Ausdrucksseite eines zielsprachlichen Worts (wie engl. *hat*) und seiner Inhaltsseite (Bedeutung) in der Lernaltersprache (‘Hut’) unterschieden wird (linguistische Notation: *hat* ‘Hut’) oder man in der eigenen Sprache für einen phraseologischen metaphorischen Ausdruck (*die Fliege machen*) seine nichtmetaphorische Bedeutung (‘eilig flüchten’) für jemanden angeben muss, der diesen Ausdruck nicht kennt (linguistische Notation: *die Fliege machen* ‘eilig flüchten’). Auch verstehen alle, die sich innerhalb ein und derselben spezifischen Situation befinden, was mit *dort* gemeint ist, z. B. ‘der Gipfel des Ahornbaums’, auf den alle gerade schauen und auf dem sich gerade eine Krähe niederlässt. Doch diese Bedeutung wird man in keinem einsprachigen Wörterbuch finden, obwohl darin das Wort *dort* natürlich verzeichnet ist.

Im Folgenden werden die oben erwähnten und weitere Grundeigenschaften, die das sprachliche Zeichen definieren, weitgehend separat besprochen. Dabei wird versucht, mit zunächst irritierenden und dadurch Aufmerksamkeit weckenden Beispielen zu zeigen, dass das sprachliche Zeichen diese Eigenschaften, die konstitutiv für es sind, tatsächlich aufweist und dass es von elementarer Wichtigkeit ist, sich diese bewusst zu machen, um das Wesen des Zeichens zu verstehen.

¹ Die Ausführungen hier folgen zu Beginn den Konzepten von Ferdinand de Saussure, *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Charles Bally/Albert Sechehaye (Hgg.), Herman Lommel (Übers.). 2. Aufl. Berlin 1967, v.a. das Kapitel *Die Natur des sprachlichen Zeichens*.

1. Bilateralität

Wendet man das Verfahren, zu engl. *hat* die Bedeutung 'Hut' anzugeben, auch auf das entsprechende deutsche Wort an und notiert linguistisch *Hut* 'Hut' gleichsam doppelt², erntet man bei Muttersprachlern³ zunächst Unverständnis. Da hilft es auch nicht weiter, wenn man als Dozent das deklarative Wissensselement artikuliert, dass man in der Sprachwissenschaft zwischen der Ausdrucksseite *Hut* (der Form) und der Inhaltsseite 'Hut' (der Bedeutung) unterscheiden müsse, die zwei Seiten ein und desselben sprachlichen Zeichens bildeten, wiewohl sie untrennbar miteinander verbunden seien. Gerade dieses untrennbare Verbundensein verhindert es, dass die Bilateralität erkannt oder eingesehen wird. Das Zeichen bildet für semiotische Laien, die Studienanfänger noch sind, ein holistisches Ganzes, bei dem vor allem oder ausschließlich die Bedeutung und weit weniger oder gar nicht die Form wahrgenommen wird. Wenn man sie auffordert, ein „langes Wort“ zu nennen, werden sie zwar sehr wohl auf die Formseite rekurrieren und als passendes Beispiel vielleicht *Donaudampfschiffahrtsgesellschaft* bringen und nicht wie das Kind, das vor dieselbe Aufgabe gestellt war, *Zug* antworten. Doch wie dieses Kind, das an ein Wort dachte, dessen Bedeutung das semantische Merkmal 'lang' enthält, verhalten sich Erwachsene zuweilen auch, etwa wenn sie bei der Aktion *Das schönste deutsche Wort*⁴ Begründungen für ihre Wahl geben, die nur auf die Bedeutung des Wortes abgestellt sind und nicht, wie es im eigentlichen Sinne der Aktion gewesen wäre, auch oder sogar allein auf dessen Formseite. Die Begründungen für einige Einsendungen zu Wörtern wie *Sonne*, *Anstand*, *vielleicht* oder *verzeih!* gehen, zum Teil wenigstens, nicht darüber hinaus, das mit dem Wort de- oder konnotierte „Schöne“ als hinreichend dafür zu nehmen, das betreffende Wort als „schön“ im Sinne der Aktion aufzufassen: Ihr schönstes Wort ist z. B. ...

- *Sonne*, denn: „Ohne die Sonne wäre die Erde schon erfroren. Alles wäre kalt. [...] Die Sonne lässt Pflanzen zum Leben erwachen“⁵;
- „*Anstand*, weil es ein einfaches Wort von immenser Tragweite ist“⁶;
- „*vielleicht*, weil es alles möglich lässt ...“⁷;

² Einmal in Kursivschrift (*Hut*) zur typographischen Markierung der Ausdrucksseite des sprachlichen Zeichens, das andere Mal in einfachen hochgesetzten und nach innen gebogenen Anführungszeichen ('Hut') zur typographischen Markierung der Bedeutungsseite des sprachlichen Zeichens. Diese typographischen Konventionen sind für – auch angehende – Linguisten unabdingbare objektsprachliche Kennzeichnungen im Beschreibungstext.

³ An dieser Stelle sollte nach den redaktionellen Regularien erstmals eine gegenderte Form (*Muttersprachler*innen* statt *Muttersprachlern*) stehen. Verf. folgt dem nicht und begründet das – dem Thema seines Beitrags entsprechend – zeichentheoretisch am Ende von Kap. 4. über „Demotivierung und Remotivierung“.

⁴ Jutta Limbach (Hg.), *Das schönste deutsche Wort*. Ismaning 2005.

⁵ Ebd. S. 38.

⁶ Ebd. S. 148.

⁷ Ebd. S. 106.

- „*verzeih!* Ich hoffe, es möge mein letztes sein – beim Blick in die geliebten Augen“. ⁸

Dem Sinn der Wortwahlaktion gerecht werdende Begründungen für die Einsendungen nehmen jedoch auf die Formseite des Zeichens, auf die Spannung zwischen Form und Bedeutung des Zeichens oder zumindest auf die Spannung zwischen den Bedeutungen der Bestandteile mehrgliedriger Zeichen Bezug. Folgende Beispiele könnte man dafür anführen und dabei deutlich machen, auf welche Seite bzw. welche Seiten des bilateralen Zeichens sich die Begründungen beziehen:

- *Lodenmoden, Turteltäubchen*: Seite des lautlichen Ausdrucks, „schön“ durch Endreim bzw. Alliteration⁹;
- *Haarriss*: Seite des graphischen Ausdrucks, „schön“ durch Häufung gleicher Buchstaben: „Dass das Wort [...] auf kleinstem Raum drei Verdoppelungen enthält, soll ihm erst mal ein anderes nachmachen“¹⁰;
- *Haarriss*: Seite des graphischen Ausdrucks mit selbstbezüglichem Verweis von der Schreibung auf die Bedeutung des Kompositums: „weil es in schönster Weise durch seine [...] Buchstabenfolge auf das bezeichnete Problem verweist: Der Leser muss mindestens zweimal hinsehen, bis er den Riss in der Fügung entdeckt und damit das Kompositum zerlegen kann“¹¹;
- *Landebahn*: Seite des lautlichen, hier silbenakzentuellen Ausdrucks, in Beziehung gebracht mit der Bedeutung des Worts: „Wie ein Flugzeug, das auf dem Boden aufkommt und ausrollt, vollzieht der Silbenklang eine sanfte Aufsetzbewegung mit anschließendem Ausrollen. – Eine wunderschöne Synthese aus Klang und Bedeutung“¹²;
- *unterheben*: als versteckte Ambivalenz und deshalb als „schön“ wird die Spannung zwischen den zwei Bedeutungen der beiden Kompositionsglieder empfunden: Mit *heben* würden „Handlungen beschrieben, bei denen etwa ein Gegenstand von einem Niveau auf ein höher liegendes befördert wird. [...] Das Affix *unter* [...] jedoch [...] wandelt die Bedeutung des Verbs *heben* ins Gegenteil“. ¹³

Um es an einem erfundenen Beispiel pointiert auszudrücken: Wer als seine schönsten deutschen Wörter *Friede, Freude, Eierkuchen* deshalb genannt hätte,

⁸ Ebd. S. 25.

⁹ Ebd., S. 42, 19.

¹⁰ Ebd. S. 48.

¹¹ Ebd.

¹² Ebd. S. 115. In diese Richtung weitergedacht könnte man auch noch in den ersten und zweiten Akt des Aufsetzens trennen. So wäre das erste, harte, Aufsetzen mit den großen Hinterrädern des Flugzeugs durch die betonte Silbe *Lan*, das zweite, sanftere, Aufsetzen mit den kleinen Vorderrädern durch die unbetonte Silbe *de*, das lange Auslaufen schließlich durch den gespannten Vokal in *bahn* jeweils „schön“ mimetisch (ikonisch) ausgedrückt.

¹³ Ebd. S. 83.

weil sie als Positiva einen idealen Zustand, ein schönes Gefühl und eine süße Speise bezeichnen, hätte den Sinn der Aktion nicht verstanden. Verstanden hat diesen Sinn nur, wer in dieser Dreiergruppe von Wörtern (auch noch) den Versfuß (vier Trochäen, davon zwei in den ersten beiden Simplizia, zwei im darauf folgenden Kompositum), die Alliteration der ersten beiden Wörter (*Fr... – Fr...*), die semantische Spannung zwischen metaphysischen Abstrakta (*Friede, Freude*) und einem physischen Konkretum (*Eierkuchen*) erkannt hätte.¹⁴

Die Bilateralität des sprachlichen Zeichens kann auch an den Konzepten von Synonymie und Homonymie sowie den damit verbundenen Unterschieden zwischen einer onomasiologischen vs. semasiologischen Perspektive aufs Zeichen instruktiv aufgezeigt werden. Hierbei geht es um die „Sehrichtung“¹⁵ von jeweils einer Seite des bilateralen sprachlichen Zeichens zur jeweils anderen. Die Termini bezeichnen dabei nicht den Ausgangspunkt der Fragerichtung, sondern deren Ziel: Bei onomasiologischer Fragestellung (vgl. griech. *onoma* ‘Name’) wird von der Inhaltsseite/Bedeutung ausgehend nach der Ausdrucksseite/Form gefragt, bei semasiologischer (vgl. griech. *sēma* ‘Zeichen’) von der Ausdrucksseite/Form ausgehend nach der Inhaltsseite/Bedeutung. Exemplifizieren kann man das an einem Beispiel wie dem Verb *kosten*, genauer gesagt den Verben *kosten*¹ und *kosten*²:

- *onomasiologische* Fragerichtung:
Welche sprachlichen Ausdrücke für die Bedeutung ‘kosten (von Essen und Trinken)’ gibt es?
Antwort: *kosten, probieren, versuchen, (ab)schmecken*.
Schluss: Eine Bedeutung hat mehrere Ausdrucksmöglichkeiten.
Es besteht *Synonymie*.
- *semasiologische* Fragerichtung:
Welche Bedeutungen kann der sprachliche Ausdruck *kosten* haben?
Antwort: ‘kosten (von Essen und Trinken)’ und ‘einen bestimmten Preis haben’.
Schluss: Ein sprachlicher Ausdruck hat mehrere Bedeutungen.
Es besteht *Homonymie*.

Die Lehre von der lexikalischen Bedeutung muss also von zwei unterschiedlichen Vorkommensweisen von *kosten* ausgehen: einem mit der Bedeutung ‘kosten¹ (< lat. *constare* ‘zu stehen kommen, einen bestimmten Preis haben’)) und einem mit der Bedeutung ‘kosten² (< germ. **kus-tō-* ‘ausprobieren’; vgl. *Kost* ‘Zehrung, [Nahrungs-] Vorrat’).

¹⁴ Nicht zuletzt das heuristische Potenzial eines solchen Nachdenkens über Sprache (unter dem Motto „im Sprachspiel Selbstverständliches reflektieren lernen“) hat Germanisten der Universität Passau dazu veranlasst, sich mit der Entwicklung von Maßnahmen zur Förderung der Sprachbewusstheit am dortigen Projekt SKILL (*Strategien zur Kompetenzentwicklung – Innovative Lehr- und Beratungskonzepte in der Lehrerbildung*) zu beteiligen. Näheres dazu unter „Germanistik“. <http://www.skill.uni-passau.de/lehrprojekte/germanistik/>.

¹⁵ Franz Dornseiff, *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen*. 7. Aufl. Berlin 1970, S. 44.

Eine abgemilderte Version von Homonymie ist Polysemie. Auch sie kann aber nur durch Rückgriff auf die Bilateralität des sprachlichen Zeichens beschrieben und erklärt werden. Homonym sind zwei nur zufällig gleiche Ausdrücke mit nicht verwandten Bedeutungen, z.B. *kosten* 'kosten¹' und *kosten* 'kosten²'. Polysem dagegen sind zwei nicht zufällig gleiche Ausdrücke, weil sie verwandte Bedeutungen haben, z.B. *Schloss* 'Schloss¹' ('Burg-Gebäude, das zu Verteidigungszecken abgeschlossen werden kann') und *Schloss* 'Schloss²' ('Türschloss'). Hier ist aber die Frage, ob synchronisch gesehen nicht doch schon das Stadium der Homonymie erreicht ist, bei dem zwischen den Zeichen keine semantische Beziehung mehr hergestellt wird.¹⁶ Das ist etwa bei *Bank* 'Bank¹' ('Sitzmöbelstück') und 'Bank²' ('Geldinstitut') der Fall. Doch mit entsprechender historischer Tiefe, die natürlich den Sprechern der Gegenwartssprache nicht zugänglich ist, landet man auch hier schließlich bei Polysemie: auf einer Bank, die ursprünglich ein 'tischartiges Gestell' war, konnte man auch Geld tauschen. Damit war der Keim für Weiterentwicklungen der Ausdrucksseite zu immer weiteren Bedeutungen gelegt. Erst konnte das Wort, abstrahierend, zur Bezeichnung der 'Institution für den Geldhandel' werden, dann, re-konkretisierend, auch zur Bezeichnung für das 'Gebäude dieser Geldhandels-Institution' – lauter inhaltsseitige Weiterentwicklungen dieses sprachlichen Zeichens bei gleichbleibender Form.

Im Sprachwandel sind umgekehrt auch ausdrucksseitige Wechsel bei gleichbleibender Bedeutung zu beobachten. Der semantisch neutrale Ausdruck für 'weibliches menschliches Wesen' (gegenwartssprachlich 'Frau') war im Mittelhochdeutschen *wîp* (*Weib*), ganz ohne pejorisierenden Anklang. Die wertschätzende Bezeichnung war *frouwe* (*Frau*); sie entsprach semantisch eher unserem gegenwartssprachlichen 'Dame'. Später hat sich nun nicht etwa die Bedeutung von *wîp* von sich aus zu 'Weib (abschätzig)' verschlechtert und das Wort *frouwe* die entstandene Lücke des neutralen semantischen Werts ausgefüllt. Vielmehr liegt dem Wandel das „Galanteriespiel“¹⁷ zugrunde, nach dem für die neutrale Bedeutung 'weibliches menschliches Wesen' mehr und mehr der Hochwertausdruck *frouwe/Frau* gewählt und dadurch *wîp/Weib* semantisch nach unten gedrückt wurde. Ein zweiter Effekt war, dass *Frau*, nun normale Bezeichnung für 'weibliches menschliches Wesen' und als Hochwertwort nicht mehr tauglich, ersetzt werden musste: durch *Dame*.

2. Arbitrarität vs. Motiviertheit

Aus der Eigenschaft des sprachlichen Zeichens, „bilateral“ zu sein, erwächst auch die Frage, ob seine beiden, gleichwohl untrennbaren, Seiten in einem Verhältnis zueinander stehen, bei dem die Ausdrucksseite inhaltliche Merkmale direkt wiedergibt. Eine solche Beziehung nennt man „motiviert“. Wenn das nicht der Fall ist, spricht man von „arbiträr“ (willkürlich). Dass das semantische Konzept 'Hahn'

¹⁶ Das ist eine Frage der sog. „synchronen etymologischen Kompetenz“ nach Gerhard Augst, *Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen 1965.

¹⁷ Rudi Keller, *Sprachwandel*. 2. Aufl. Tübingen, Basel 1994, S. 107.

nicht nur durch *Hahn* ausgedrückt werden kann, also die Bedeutung keinen bestimmten sprachlichen Ausdruck erzwingt, sondern Arbitrarität vorliegt, sieht man spätestens im Sprachvergleich. Die Bedeutung 'Hahn' kann nämlich nicht nur mit *Hahn* (dt.) ausgedrückt werden, sondern z. B. genauso gut mit *coq* (frz.) oder *gallo* (ital.). Die meisten Wörter einer Sprache sind in diesem Sinne arbiträr, haben also eine Ausdrucksseite, die zwar mit der Inhaltsseite untrennbar zusammenhängt, gleichwohl aber willkürlich ist, d. h. nicht direkt aus ihr hervorgeht.

Nicht willkürlich dagegen sind die ‚Klassiker‘ motivierter Ausdrücke, also solcher, bei denen sich auf der Formseite Merkmale der Bedeutung unmittelbar niederschlagen: die sog. „Onomatopoetika“, also lautmalerische Ausdrücke. Schaut man auf die kinder- bzw. ammensprachliche Bezeichnung für 'Hahn', so findet man im Deutschen *Kikeri*, also eine Bezeichnung (*signifiant*), die durch etwas Salientes des Bezeichneten (*signifié*) motiviert ist: den Ruf, den dieses Tier von sich gibt. Dabei kommt es nicht auf eine hundertprozentig genaue Tierstimmenimitation an, sondern nur auf die lautliche Abbildung von etwas Typischem und perzeptionell Wesentlichem. In andern Sprachen nämlich kann das Gleiche durchaus etwas anders ausgedrückt werden, z. B. als *cocorico* im Französischen. Ein bisschen – phonetische – Willkürlichkeit herrscht also, könnte man sagen, auch im Motivierten. An den Ausdrücken für 'Kuckuck' in verschiedenen Sprachen sieht man das ebenfalls: franz./engl. *coucou/cuckoo*, dt./nl. *Kuckuck/koekoek*, ital./span. *cuculo/cuculillo*, tschech. *kukačka* usw.

Die Ausdrucksseiten sprachlicher Zeichen können aber semantisch auch noch anders motiviert sein als lautlich ikonisch: nämlich konstruktionell ikonisch. Jakobson spricht von einer „diagrammatischen“ Beziehung zwischen semantischen Markiertheitswerten und ausdrucksseitiger Merkmalshaltigkeit.¹⁸ *Diagrammatisch* ist hier nicht als *dia-grammatisch* zu lesen, sondern als *diagramm-atisch*, denn es geht um eine Abbildung von Inhalten in diagramm-ähnlicher Weise. Wie ein Diagramm mit Säulen oder mit Flächen einer ‚Torten‘-Darstellung die jeweiligen Informationsquantitäten abbildet, bilden Ausdrucksseiten von sprachlichen Zeichen, wie Diagramme es tun, die jeweiligen Inhaltswerte ab: Formen des semantisch markierten Numerus, also des Plurals, sind im Normalfall konstruktionell aufwendiger (vulgo: länger) als Formen des semantisch unmarkierten Numerus, des Singulars (*Kind-er* : *Kind*), Formen des semantisch markierten Tempus Präteritum bei schwachen Verben konstruktionell aufwendiger als Formen des semantisch unmarkierten Tempus Präsens (*kauf-t-e* : *kauf-Ø-e*), Formen der semantisch markierten Gradierung des Adjektivs, also Komparative, konstruktionell aufwendiger als Formen des semantisch unmarkierten Positivs (*dünn-er* : *dünn*).

Hier im Bereich des Ausdrucks grammatischer Kategorien durch Affixe wirkt also „konstruktioneller Ikonismus“¹⁹ – genauso, wie bei anderen Arten konstruktioneller Komplexität von Wörtern, z. B. Komposita. Auch bei ihnen gilt, dass die Konstruktion motiviert ist, wiewohl die Konstruktionsteile selber unmotiviert, also

¹⁸ Roman Jakobson, „Quest for the essence of language“. In: Ders. *Selected Writings II: Word and Language*. The Hague, Paris 1971, S. 345-359.

¹⁹ Willi Mayerthaler, *Morphologische Natürlichkeit*. Wiesbaden 1980, besonders Kap. 1.4.2.

arbiträr (willkürlich), sind. So besteht die Zahl 21 aus den für sich gesehen arbiträren Einzelbestandteilen *ein*, *und* und *zwanzig*. Durch ihre Verbindung aber wird das Zahlkompositum zu einer motivierten Konstruktion, insofern, als das ausdrucksseitige Aggregat das inhaltliche – hier mathematische – Aggregat wiedergibt: *ein und zwanzig* = '1 + 20' (= 21). Das ist zwar ein besonders taugliches Beispiel für konstruktionalen Ikonismus und insofern ein Musterfall von Motiviertheit des morphologisch komplexen Gebildes, doch wohnt allen polymorphen Ausdrücken eine solche Motiviertheit inne, auch der Derivation *Tür-lein* und dem Kompositum *Haus-tür*: eine Tür, die – regressiv – als kleine gekennzeichnet wird, bzw. eine Tür, die – progressiv – als eine gekennzeichnet wird, die in ein Haus führt.

3. Motiviertheit und Remotivierung

Die Markiertheitstheorie Jakobsons und ihre Fortführung in der Natürlichkeitstheorie Mayerthalers²⁰ nehmen ihren Ausgangspunkt bei der Bewertung semantischer, also inhaltsseitiger, Markiertheit und fragen von dort aus weiter, ob sich diese semantischen Markiertheitswerte in formalen Merkmalen ausdrucksseitig, also in formaler Substanz, niederschlagen. Dann liegt „konstruktioneller Ikonismus“ vor (s. o. Kap. 2). An Kategorien der Flexion (sog. „grammatischen Kategorien“) und der Derivation (Wortbildungskategorien wie 'Diminutiv' u.ä.) lässt sich das gut zeigen. Wahrnehmungspsychologisch (kognitiv) bedingt, werden den Ausprägungen solcher Kategorien bei der Überführung in die sprachliche Semantik zunächst bestimmte Markiertheitswerte zugewiesen; dafür im Folgenden einige Beispiele aus unterschiedlichen Wortarten:

Für den „prototypischen Sprecher“²¹, wie ihn Mayerthaler nennt,

- sind die wahrgenommenen Entitäten einzahlig repräsentiert, nicht mehrzahlig, so dass 'Singular' die unmarkierte Ausprägung der grammatischen Kategorie Numerus von Substantiven ist und 'Plural' die markierte;
- sind die wahrgenommenen Entitäten in ihrer Normalgestalt repräsentiert, nicht in Größenabweichungen nach oben oder unten, so dass 'Normalgröße' die unmarkierte Ausprägung jeglicher substantivischen lexikalischen Kategorie ist und 'Augmentativ' bzw. 'Diminutiv' die markierten sind;
- ist eine Eigenschaft in ihrer Normalausprägung repräsentiert, nicht in ihrer Steigerung oder Minderung, so dass die grammatisch-lexikalische Kategorie des 'Positivs' die unmarkierte ist und die adjektivischen Gradierungskategorien des 'Komparativs' und 'Superlativs' die markierten sind;

²⁰ Mayerthaler, *Morphologische Natürlichkeit*, v.a. Kap. 1.4.2.

²¹ Ebd. S. 10.

- ist die Wahrnehmung der Gegenwart mit keinem mentalen Aufwand verbunden, Erinnerung an die Vergangenheit aber schon und Vorausdenken in die Zukunft erst recht, so dass 'Präsens' die unmarkierte Ausprägung der grammatischen Kategorie Tempus des Verbs ist und 'Präteritum' bzw. 'Futur' die markierten sind;
- ist die Wahrnehmung des im Gesichtsfeld Unverstellten leichter möglich als des Verstellten, so dass die Präpositionen zum Ausdruck dieses Unverstelltseins in horizontaler und vertikaler Blickrichtung die unmarkierten, die zum Ausdruck des Verstelltseins die markierten sind.

In einem zweiten Schritt wird in der Markiertheits- und Natürlichkeitstheorie geprüft, ob die Werte semantischer Unmarkiertheit (u) und Markiertheit (m) ikonisch ausgedrückt, also auf entsprechende Werte formaler Kodierung abgebildet werden. In der Reihenfolge der obigen Kategorien(ausprägungen) ergeben sich dann folgende Projektionsschritte von kognitiver Komplexität über semantische Markiertheit zu Kennzeichnung durch formale Substanz. Die distinktiven Ausdruckssegmente werden im Folgenden fett gedruckt:

- | | | |
|---------------------|-------------------------------|-----------------------|
| • Einzahl | > u Singular | > nicht symbolisiert: |
| | <i>Kind-∅</i> | |
| Mehrzahl | > m Plural | > symbolisiert: |
| | <i>Kind-er</i> | |
| • Normalgröße | > u lexikal. Konzept | > nicht symbolisiert: |
| | <i>Kind-∅</i> | |
| Verkleinerung | > m Diminutiv | > symbolisiert: |
| | <i>Kind-lein</i> | |
| • Normaleigenschaft | > u Positiv | > nicht symbolisiert: |
| | <i>tief-∅</i> | |
| Gradabweichung | > m Komparativ | > symbolisiert: |
| | <i>tief-er</i> | |
| • Gegenwart | > u Präsens | > nicht symbolisiert: |
| | <i>kauf-∅-e</i> | |
| Vergangenheit | > m Präteritum | > symbolisiert: |
| | <i>kauf-t-e</i> | |
| • Unverstelltheit | > u topol. Rel. ²² | > nicht symbolisiert: |
| | <i>vor-∅/auf-∅</i> | |
| Verstelltheit | > m topol. Rel. | > symbolisiert: |
| | <i>hint-er/unt-er</i> | |

²² Die Abkürzung „topol- Rel.“ steht für „topologische Relation“.

Semantisch markierter Inhalt, könnte man sagen, verlangt nach Ausdruckssubstanz (und semantisch unmarkierter entsprechend nicht). Es handelt sich um eine – hier immer affix-morphologische – Substantiierung von Bedeutung. Es herrscht konstruktioneller Ikonismus. Der Ausdruck ist vom auszudrückenden Inhalt her motiviert.

Nun könnte man aber auch fragen, ob nicht auch umgekehrt vorhandene und zunächst nicht mit Bedeutung belegte Ausdruckssubstanz mit einem semantisch markierten Inhalt versehen werden kann.²³ Dann handelte es sich um eine Semantisierung von – z. B. wieder affix-morphologischer – Ausdruckssubstanz. Es herrschte re-konstruktioneller Ikonismus.²⁴ Der Ausdruck würde inhaltlich re-motiviert.

Zur Illustration seien ein paar kindersprachliche Belege für solche mentalen Operationen wiedergegeben, die auf Analogie gründen und insofern als „intelligente Fehler“ einzustufen sind.²⁵ In der nachfolgenden Aufstellung ist die Reihenfolge also umgekehrt: Ausgegangen wird von semantisch interpretierbaren ausdrucksseitigen Repräsentationen, denen ein – markierter – Inhalt zugewiesen wird. Daraus wird ein – unmarkiertes – Pendant rückgebildet, das den vorausgehenden Interpretationsprozess erst verrät. Auf die Nennung korrelierender kognitiver Merkmale wird hier verzichtet (distinktionsfähige Substanz wieder fett gedruckt):

- *Feder* > **Fed-er* m Plural
>> **Fed-∅* u Singular

- *sauber* > **saub-er* m Komparativ
>> **saub-∅* u Positiv
>> **saub-st-* m Superlativ

In den Werten inhaltsseitiger Markiertheit und ausdrucksseitiger Merkmalhaltigkeit des bilateralen Zeichens kann also von zwei Richtungen her Übereinstimmung geschaffen werden: von den semantischen Markiertheitswerten her nach dem Prinzip des konstruktionellen Ikonismus durch formale Substanz (z. B. m 'Komparativ' > *-er*), von der formalen Substanz her nach dem Prinzip des re-konstruktionellen Ikonismus durch Zuweisung eines markierten semantischen Werts (z. B. *sauber* > **saub-er* m 'Komparativ' >> **saub* u 'Positiv').

²³ Diese Frage versucht das 2016 begonnene Forschungsprojekt zur *Typologie und Theorie der Remotivierung* (TheoRem) am Lehrstuhl für Deutsche Sprachwissenschaft der Universität Passau zu beantworten. Näheres unter „Projekt details. Typologie und Theorie der Remotivierung“. http://www.phil.uni-passau.de/deutsche-sprachwissenschaft/forschung/projekt/details/?tx_importconveris_pi1%5Baction%5D=showSingleProject&tx_importconveris_pi1%5Bid%5D=1124&view_desc=scientific.

²⁴ Rüdiger Harnisch, „Verstärkungsprozesse. Zu einer Theorie der ‚Sekretion‘ und des ‚Re-konstruktionellen Ikonismus‘“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 32 (2004), S. 210-232.

²⁵ Im germanistischen Teilprojekt „Sprachlicher Fehler“ des SKILL-Projekts (s. o. Kap. 1 und Anm. 14) wird unter dem Motto „Fehler anders sehen“ aus der linguistischen Erklärung der Fehlerursachen solcherlei didaktisches Potenzial gewonnen.

4. Demotivierung und Remotivierung

Den Prozessen der *Remotivierung* (bei gleichzeitiger *Resegmentierung*) entgegengesetzt sind die sehr viel häufiger vorkommenden und im Prinzip unaufhaltsamen Vorgänge der *Demotivierung* (bei gleichzeitiger *Desegmentierung*). Bei ihnen werden segmental transparent strukturierte und in ihren Bestandteilen konstruktiv motivierte Gebilde wie etwa *Kien-föhre* oder *Jung-herr* zu den Simplizia *Kiefer* bzw. *Junker* abgeschwächt. Dieser Prozess der *Demotivierung*, der z. B. aus *Jung-herr* ein *Junker* bildet, läuft also dem Prozess der *Remotivierung* genau zuwider, der aus *Pfarrer* ein *Pfarr-herr* bildet.

Diese Vorgänge der *Remotivierung* galten lange Zeit als eine Art linguistisches Kuriositätenkabinett, in dem Phänomene gesammelt werden, die auf ‚seltsame‘ Weise der Normalrichtung sprachlicher Entwicklungsprozesse, der *Demotivierung*, entgegengerichtet sind. Klassiker dieser Erscheinungen ist die „Volksetymologie“, linguistisch-semiotisch ausgedrückt „sekundäre semantische Motivierung“. Ihr Wesen ist, dass komplexe Konstruktionen, die für die Sprecher nicht aus sinnvollen (bedeutungstragenden) Einheiten bestehen, *resegmentiert* und diese *resegmentierten* Teile – der Untrennbarkeit der Seiten des bilateralen Zeichens geschuldet – gleichzeitig *remotiviert* werden.²⁶ Dachbegriff über beidem, formaler *Resegmentierung* und semantischer *Remotivierung*, ist *Reanalyse*. Ein Standardbeispiel für solche Vorgänge ist der karibische Ausdruck *hamaca* mit der Bedeutung

‘zwischen vertikale Träger gespannte, über dem Boden aufgehängte textile Vorrichtung, in die sich Menschen legen können’.

Diese etwas sperrige Bedeutungszuschreibung zum Ausdruck *hamaca* wurde gewählt, um nicht schon gleich von der Bedeutung ‘Hängematte’ sprechen zu müssen. *Hängematte* ‘Hängematte’ ist nämlich erst das Produkt eines solchen simultanen *Resegmentierungs- und Remotivierungsvorgangs*, wie er oben beschrieben wurde. An diesem Beispiel sieht man die Bedingungen, die bei solchen Umformungen und Umdeutungen immer erfüllt sein müssen: ausdrucksseitig eine zur Ausgangsbildung (einigermaßen) passende *Lautung* des Reanalyseprodukts, inhaltsseitig eine zur Ausgangsbildung (einigermaßen) passende *Bedeutung* des Reanalyseprodukts. Diese Bedingungen sind hier (einigermaßen) erfüllt. Man muss noch wissen, dass die deutsche Bezeichnung über das Niederländische vermittelt worden ist. Dort wurde dieses koloniale Objekt als *hangmat* bezeichnet, ein Kompositum, dessen Bestandteilen die deutsche Übersetzung *Hängematte* ausdrucks- und inhaltsseitig voll entspricht.

Mit nl. *hang* und *mat* standen also Bedeutungsträger zur Verfügung, die semantisch (einigermaßen) auf die karibische Ausgangsform beziehbar waren: Das bezeichnete Ding ‘hangt’ (‘hängt’) und man kann es zum Liegen benutzen wie eine ‘mat’ (‘Matte’). Das Reanalyseprodukt *hangmat* ‘hangmat’ (‘Hängematte’) ist auch

²⁶ Dazu programmatisch der Untertitel des Sammelbands von Rüdiger Harnisch (Hg.), *Prozesse sprachlicher Verstärkung. Typen formaler Resegmentierung und semantischer Remotivierung*. Berlin, New York 2010.

lautlich nicht weit von der Ausgangsform *hamaca* entfernt: Das *-a* ist als unbetonter Vokal – zumal in dritter Silbe – apokopierbar, das *m* als ambisyllabisches *m.m* interpretierbar.²⁷ Der Nasal *ŋ* (graphisch <ng>) von *hang* bleibt dem nasalen *m*-Element des Endrands der ersten Silbe von **ham.mac* ähnlich, der Fortisplosiv *t* von *mat* dem Fortisplosiv *k* (graphisch <c>) im Auslaut von **ham.mac*:

karib. *hamaca* > **ham.mac-∅* > nl. *hangmat* (> übersetzt dt. *Hängematte*)

Auch die in Kapitel 3 exemplarisch behandelten kindersprachlichen Fälle einer Re-segmentierung von *Feder* oder *sauber* als *Fed-er* bzw. *saub-er* und deren Remotivierung als Plural- bzw. Komparativformen auf *-er* sind „sekundäre semantische Motivierungen“, also „Volksetymologien“, nur eben nicht auf der ‚klassischen‘ Ebene kompositioneller Wortbildung, sondern in subtilerer Art solche auf der Ebene der Affixmorphologie.²⁸

Nach den zwangsläufig etwas umständlichen Ausführungen zu den komplizierten Bedingungen solcher sekundärer semantischer Motivierungen dürfte klar geworden sein, dass diese Konditionen nur in glücklicheren Zufällen gegeben, die entsprechenden Prozesse also seltener sind und nicht so automatisch ablaufen können wie die der Demotivierung. Lautlich abschwächen und semantisch transparente Gebilde opak machen, geht und geschieht immer. Opake Gebilde semantisch transparent machen und lautlich aufbauen, setzt jedoch voraus, dass der Ausgangsbasis lautlich ähnliche formale Substanz (Ausdrucksseite) überhaupt da ist und deren Bedeutung (Inhaltsseite) auch noch ungefähr derjenigen der Ausgangsbasis entspricht.²⁹

Oben war von Remotivierungs-Phänomenen der sog. „Volksetymologie“ die Rede. Die gegebenen Beispiele bezogen sich auf formale und semantische Manipulationen der Zeichen karib. *hamaca* und dt. *sauber*, die in dem einen Fall zum Kompositum nl. *hangmat* und weiter zu dt. *Hängematte* und im andern Fall kindersprachlich zur komparativischen Suffixbildung *saub-er* und einem neuen Positiv *saub* umgeformt und umgedeutet wurden. Solche Uminterpretationen gibt es aber nicht nur in Bezug auf konkrete sprachliche Zeichen, sondern auch in Bezug auf abstrakte sprachliche Kategorien. Ein Beispiel hierfür ist die 1:1-Setzung von grammatischem Geschlecht (Genus) mit dem natürlichen Geschlecht (Sexus) im sprachpolitischen Programm des sog. „gendergerechten Sprachgebrauchs“. Insbesondere wird dabei die grammatische Kategorie des Maskulinums in ihrer als „generisch“ bezeichneten Verwendung kritisiert. Dazu ist jedoch zunächst zu sagen,

²⁷ Ein Punkt wie in *m.m* kennzeichnet hier und im Folgenden die Silbengrenze.

²⁸ Auch wenn die hier gegebenen Beispiele aus dem Erstspracherwerb stammen, sind solche Phänomene keineswegs darauf beschränkt. Man vgl. z. B. frz. *cerise* ‘Kirsche’ > engl. *cherries* > **cherries* ‘Plural’ >> Rückbildung ‘Singular’ *cherry*.

²⁹ Darauf hingewiesen zu haben, ist das Verdienst von Wolfgang U. Wurzel, „Pfade durch das Lexikon“. In: Ingo Plag/Klaus P. Schneider (Hgg.), *Language use, language acquisition and language history*. Trier 2000, S. 45-65, hier S. 62. Vgl. hierzu auch Harnisch, „Verstärkungsprozesse“, S. 228-229.

dass der Geltungsbereich von Genus weit über die Kennzeichnung von Sexus hinausreicht. Schließlich haben alle Nomina im Deutschen ein Genus, doch weisen *der* (!) *Tisch* oder *die* (!) *Lampe* kein „natürliches Geschlecht“ auf und ist *das* (!) *Fenster* nicht etwa geschlechtslos. Aber auch die Bezeichnungen von geschlechtlichen Wesen, darunter Personenbezeichnungen, zeigen, dass man das grammatische Geschlecht nicht mit dem natürlichen kurzschließen kann: *der* (!) *Gast* ist biologisch nicht nur männlich, *die* (!) *Person* nicht nur weiblich und *das* (!) *Mitglied* nicht geschlechtslos. Genus und Sexus können sogar völlig diametral sein: *der* (!) *Vamp* ist immer eine Frau, *die* (!) *Memme* immer ein Mann. Bevor eine „gendergerechte Sprache“ identitätspolitisch ins Bewusstsein gehoben wurde, hat man grammatische Maskulina wie *der Student / die Studenten* losgelöst von einer einseitiger Bindung an geschlechtliche Männlichkeit benutzt, also „generisch“. Das heißt, sie konnten sich auf biologisch männliche wie weibliche Wesen beziehen (auf sie „referieren“). Die Gender-Sprachpolitik jedoch nahm eine – erste – Remotivierung vor: die grammatische Kategorie Genus wurde zur referentiellen Kategorie Sexus angehoben und mit ihr gleichgesetzt.

Bei denselben Akteuren schlich sich jedoch – im unkontrollierten Sprachgebrauch, also wenn das Sprechen und Schreiben keiner Selbstbeobachtung (keinem Monitoring) unterzogen wird – das Prinzip des Generischen wieder ein. Es ist offensichtlich so stark im Sprachsystem verankert, dass es unbewusst und gegen die eigene Intention auch von jenen befolgt wird, die es partout vermeiden wollen. Das lässt sich an unzähligen generischen Maskulina wie *der Studierende* nachweisen, die von Verfechtern der betreffenden Identitätspolitik selber geäußert werden. Grund dafür ist wieder eine – eine zweite, aber anders geartete – Remotivierung, die auf folgende Weise entsteht: Um Maskulina wie *Studenten* zu vermeiden, werden sie mit Partizipien wie *Studierende* umschrieben. Diese sind deshalb probate Ersatzformen, weil sie substantivierte Adjektive darstellen und sich flexivisch wie Adjektive verhalten. Dadurch sind sie im Plural nicht nach Genus differenziert und somit, wie erwünscht, geschlechtlich neutral: *die Studierenden* wie *die studierenden jungen Frauen* und – formengleich – *die studierenden jungen Männer*. In der Folge wird nun aber das partizipiale Suffix *-end* als Marker gendergerechten Sprechens interpretiert. Es genügt dann offensichtlich, überhaupt eine Form mit *-end* zu verwenden, um zu bekunden, dass man sich (identitätspolitisch) korrekt ausdrückt. Auch eine Singularform mit *-end* erfüllt dann oberflächlich diesen Anspruch. Doch wird übersehen, dass im Singular die angesprochene „Neutralisierung“, wie sie im Plural gegeben ist, aufgehoben wird, weil nämlich Partizipien wie Adjektive im Singular nach Genus spezifiziert werden müssen: *der* vs. (!) *die Studierende*. Mit der Rückübertragung der im Plural neutralisierten Partizipialform in den Singular, wo sie, wie gesehen, nicht mehr genusneutral sein kann, entstehen dann Ausdrücke wie ***der Studierende, der sein Studium beendet***. Das generische Maskulinum hat sich damit unbemerkt in den Gebrauch „zurückgeschlichen“.³⁰

³⁰ Vgl. den Titel des Aufsatzes von Rüdiger Harnisch, „Das generische Maskulinum schleicht zurück“. In: Andreas Bittner/Constanze Spieß (Hgg.), *Formen und Funktionen. Morphosemantik und*

Die gendergerechte Sprachpolitik nimmt in ihrer Geschichte also zweimal eine Remotivierung vor: 1. die Remotivierung einer grammatischen Kategorie (Genus) als semantische Kategorie (Sexus) und 2. die Remotivierung und Übergeneralisierung einer Form (des Partizipialsuffixes *-end*) als Marker eines identitätspolitisch korrekten Sprachgebrauchs. Mit der zweiten Re-Motivierung wird das Resultat der ersten wieder de-motiviert, denn das Generische an maskulinen *-end*-Partipien im Singular fällt gar nicht mehr auf. So ergibt sich eine interessante Spirale aus Remotivierung und Demotivierung, wie sie im vorliegenden Kapitel 4 (siehe seine Überschrift) das Thema war.

5. Konventionalität

Während, wie in den Kapiteln 2 bis 4 zu sehen war, *motivierte* sprachliche Zeichen nur in den Sonderfällen des lautlichen und konstruktionellen Ikonismus vorkommen, ist *Arbitrarität* die Eigenschaft aller ‚normalen‘ Zeichen. Bei diesen wird die Bedeutung nicht direkt auf die Form projiziert, mit anderen Worten: der Inhalt nicht direkt vom Ausdruck abgebildet. Doch was bremst dann die Arbitrarität, die Willkürlichkeit der Ausdruckseite in Bezug auf die Inhaltsseite? Hierzu gibt es ein berühmtes Kinderbuchbeispiel: die Kurzgeschichte *Ein Tisch ist ein Tisch* von Peter Bichsel.³¹ Darin beklagt sich ein alter Mann über die nicht enden wollende Gleichförmigkeit seines Lebens:

„Immer derselbe Tisch“, sagte der Mann, „dieselben Stühle, das Bett, das Bild. Und dem Tisch sage ich Tisch, dem Bild sage ich Bild, das Bett heißt Bett, und den Stuhl nennt man Stuhl. Warum denn eigentlich?“ Die Franzosen sagen dem Bett *li*, dem Tisch *tabl*, nennen das Bild *tablo* und den Stuhl *schäs*, und sie verstehen sich. [...] „Warum heißt das Bett nicht Bild“, dachte der Mann und lächelte, dann lachte er [...]. „Jetzt ändert es sich“, rief er, und er sagte von nun an dem Bett *Bild*. [...]

Dem Tisch sagte er Teppich.
Dem Stuhl sagte er Wecker.
Der Zeitung sagte er Bett.
Dem Spiegel sagte er Stuhl.
Dem Wecker sagte er Fotoalbum.
Dem Schrank sagte er Zeitung.
Dem Teppich sagte er Schrank.

grammatische Konstruktion. Berlin, Boston 2016, 159-174, in dem dieses Phänomen auf empirisch breiter Belegbasis beschrieben und erklärt wird.

³¹ Bettina Walter, *Nachdenken über die Konventionalität von Sprache am Beispiel der Kurzgeschichte Ein Tisch ist ein Tisch von Peter Bichsel, Entwurf einer Lehrprobe*, August-Becker-Schule Neustadt an der Weinstraße 2007. „Entwurf der Lehrprobe“. igad.de/Links/Seminar/Lehrdarstellungen/07-Walter-LP.doc. Videobegleitete Lesung der Geschichte unter „Ein Tisch ist ein Tisch (Kurzfilm)“. <https://vimeo.com/8749843>.

Dem Bild sagte er Tisch.
Und dem Fotoalbum sagte er Spiegel.

[...] Jetzt könnt ihr die Geschichte selbst weiter schreiben. Und dann könnt ihr, so wie es der Mann machte, auch die andern Wörter austauschen:

läuten heißt stellen,
frieren heißt schauen,
liegen heißt läuten,
stehen heißt frieren,
stellen heißt blättern.

So dass es dann heißt: Am Mann blieb der alte Fuß lange im Bild läuten, um neun stellte das Fotoalbum, der Fuß fror auf und blätterte sich auf den Schrank, damit er nicht an die Morgen schaute. [...].

Er hatte jetzt eine neue Sprache, die ihm ganz allein gehörte [...], er hatte seine alte Sprache fast vergessen [...]. Er musste lange nachdenken, wie die Leute zu den Dingen sagen. [...]

Und es kam soweit, dass der Mann lachen musste, wenn er die Leute reden hörte. Er musste lachen, wenn er hörte, wie jemand sagte: „Gehen Sie morgen auch zum Fußballspiel?“ Oder wenn jemand sagte: [...] „Ich habe einen Onkel in Amerika.“ Er musste lachen, weil er all das nicht verstand.

Aber eine lustige Geschichte ist das nicht. [...] Der alte Mann im grauen Mantel konnte die Leute nicht mehr verstehen, das war nicht so schlimm. Viel schlimmer war, sie konnten ihn nicht mehr verstehen. Und deshalb sagte er nichts mehr.

In diesem Text steckt alles, was an zeichendefinierenden Eigenschaften bisher genannt wurde: die Bilateralität mitsamt der Trennung in die Inhalts- und Ausdrucksseite (in linguistischer Notation durch Verf.: „das ‘Bett’ heißt *Bett*“) und die prinzipielle Arbitrarität des Ausdrucks, der den Inhalt nicht direkt abbildet („Die Franzosen nennen den ‘Stuhl’ *schäs*“ und „er sagte von nun an dem ‘Bett’ *Bild*“). Neu im Beispieltext taucht aber die Bedingung auf, dass sich eine Sprachgemeinschaft darin einig sein muss, mit welcher – arbiträren (!) – Ausdrucksseite des Zeichens sie eine Bedeutung kodieren will, und dass diese Sprachgemeinschaft diese Übereinkunft strikt einhalten muss, soll es nicht zur kommunikativen Konfusion oder gar einem Ende des gegenseitigen Verstehens kommen: Der alte Mann „hatte jetzt eine neue Sprache, die ihm ganz allein gehörte“, doch er „konnte die Leute nicht mehr verstehen“ und „sie konnten ihn nicht mehr verstehen“. Die Konvention der Sprachgemeinschaft zählt („die Franzosen sagen ...“), nicht die Kontra-vention des Einzelnen („der alte Mann“/ „er“ sagte ...). De Saussure drückt es so aus:

Das Wort „beliebig“ [...] soll nicht die Vorstellung erwecken, als ob die Bezeichnung von der freien Wahl der sprechenden Person abhinge (weiter unten werden wir sehen, daß es nicht in der Macht des Individuums steht, irgend etwas an dem einmal bei einer Sprachgemeinschaft geltenden Zeichen zu ändern[.]³²

Unabdingbare weitere Eigenschaft des sprachlichen Zeichens ist also seine *Konventionalität*.

6. Symbol, Ikon, Index

Aus dem Verhältnis von Ausdrucks- und Inhaltsseite des bilateralen sprachlichen Zeichens ergibt sich auch die gängige Zeichentypologie.³³ Zwei der drei Typen sind in den vorausgehenden Ausführungen schon angesprochen worden:

- zum einen das in der menschlichen Sprache dominierende *arbiträre* Zeichen mit, wie die Bezeichnung es sagt, willkürlicher Beziehung der Ausdrucksseite zur Inhaltsseite. Peirce nennt diesen Typ von Zeichen *Symbol*.³⁴ Seine prinzipielle Arbitrarität/Willkürlichkeit wird durch Konventionalität, also die Übereinkunft der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft, einen bestimmten Ausdruck für eine Bedeutung festzulegen, gleichzeitig ermöglicht und eingeschränkt. Diesem Zeichentyp gehört etwa der oben genannte Fall *Hahn, coq, gallo* 'Hahn' an, bei dem jede Sprachgemeinschaft eine andere Art von Übereinkunft, das gedankliche Konzept (die Bedeutung) 'Hahn' formal auszudrücken, getroffen hat.
- zum andern das *motivierte* Zeichen, das Bedeutungen in Form lautlicher oder konstruktionaler Abbildungen von Bedeutungsgehalten ausdrückt. Peirce nennt diesen Typ von Zeichen seines Abbildungscharakters wegen *Ikon*. Diesem Zeichentyp gehören unter anderem die oben genannten Fälle *Kuckuck* 'Kuckuck' mit lautlichem oder *ein-und-zwanzig* '21' mit konstruktionallem Abbild eines Bedeutungsgehalts an.

Einen dritten Zeichentyp setzt Peirce an, bei dem der Inhalt/die Bedeutung weder arbiträr, noch ikonisch ausgedrückt wird. Vielmehr handelt es sich hier,

- zum dritten, um ein Zeichen, bei dem der Ausdruck Folge einer Ursache ist, die sich im Ausdruck als ‚Bedeutung‘ mitteilt. Peirce nennt

³² De Saussure, *Grundfragen*, S. 80.

³³ Charles S. Peirce, *Semiotische Schriften 1. 1865-1093*. Christian J.W. Kloesel/Helmut Pape (Hgg., Übers.). Frankfurt am Main 2000, Lizenzausgabe Darmstadt 2000, S. 204-205.

³⁴ Auf andere Gebrauchsweisen des Terminus *Symbol* wird am Ende dieses Beitrags noch eingegangen.

diesen Zeichentyp seines *anzeigenden* Charakters wegen *Index*. Man kann in Anspielung auf den Zeichenbegriff hier vom Typus des *Anzeichens* sprechen. Standardbeispiel in Werken zur Zeichentypologie (und oft auch einziges) ist in beinahe penetranter Weise der Rauch als Ausdruck/Anzeichen dafür, dass es brennt, Rauch also gewissermaßen ‚bedeutet‘, dass ein Feuer herrscht. In linguistisch-semiotischer Notationskonvention würde man hier also schreiben: *Rauch* ‘Feuer’.

Nun ist aber *Rauch* nicht die Ausdrucksseite eines *sprachlichen* (!) Zeichens, die auf einen Inhalt ‘Feuer’ hinweisen soll. Rauch aus Feuer wird in den wenigsten Fällen zu kommunikativen, also zeichenvermittelnden Zwecken, eingesetzt, ja bricht oft ‚von alleine‘ aus, hat also nicht einmal einen „Sender“ mit Verständigungsintention. Außersprachlich kann es natürlich trotzdem (an)zeichenhaft gelesen werden, sprachlich hingegen nicht. Allenfalls als parasprachliches Zeichen wird Rauch aus Feuer doch genutzt: im besonderen Fall des *Rauchzeichen*-Gebens. Folgender Auszug aus dem betreffenden Wikipedia-Artikel macht den parasprachlichen Charakter des Rauchzeichens im Gegensatz zum nichtintendierten/nicht kommunikativ eingesetzten Rauch als Anzeichen von Feuer in wünschenswerter Weise klar:

Rauchzeichen sind eine einfache Form der Fernkommunikation, genauer der optischen Telegrafie, bekannt geworden besonders durch die Anwendung bei den Indianerstämmen Nordamerikas.

Neben den gewollten Rauchzeichen zur Kommunikation kann man jegliche Rauchbildung (sowohl natürliche als auch künstliche) als Zeichen lesen, die unser Handeln beeinflussen. So kann z. B. eine starke Rauchentwicklung bei Waldbränden Veranlassung sein, seinen Aufenthaltsort zu ändern.³⁵

Ausdrucksseitige (formale) Merkmale, denen inhaltsseitige (semantische) Merkmale zugeordnet werden, sind die *Abstände* der Rauchwolkenfreisetzung, die *Größe* der Rauchwolken und die *Farbe* des Rauchs.³⁶ Zu Recht wird im zitierten Wikipedia-Artikel davon gesprochen, dass unterschiedlichen Ausprägungen solcher Ausdrucksparameter „unterschiedliche Bedeutungen zugeteilt wurden“, so dass hier von semiotischen Aktivitäten des Kodierens durch den/die Sender und des Dekodierens durch den/die Empfänger sowie von der Beachtung von Konventionen über die Ausdrucks-Inhalts-Bezüge durch die gesamte betreffende Kommunikationsgemeinschaft gesprochen werden muss. Obwohl es sich also um Rauch,

³⁵ „Rauchzeichen“. <https://de.wikipedia.org/wiki/Rauchzeichen>.

³⁶ Unserem Kulturkreis näherliegende Beispiele nennt der in Anm. 35 zitierte Wikipedia-Eintrag auch: für Codes, die von Abständen zwischen Sendung und Nichtsendung einer Ausdruckssubstanz Gebrauch machen, das Morsen; für Codes, die ausdrucksseitig Farbunterschiede nutzen, exemplarisch die Papstwahl, bei der es üblich ist, den Wahlausgang „durch ein Rauchzeichen zu signalisieren: Steigt schwarzer Rauch auf, so war der letzte Wahlgang ergebnislos – bei weißem Rauch wurde ein neuer Papst gewählt.“

sonst immer das Musterbeispiel für den Zeichentyp des Indexes, handelt, liegt hier, also beim semiotischen Akt des Rauchzeichen-Gebens, kein *Index* vor! Vielmehr deutet der konventionelle Charakter dieser zeichenhaften Ausdrücke darauf hin, dass man es mit dem Zeichentyp des *Symbols* zu tun hat. Züge des Zeichentyps *Ikone* können eingemischt sein, so wenn wie bei der Papstwahl der weiße Rauch farb-ikonisch ein positives Ergebnis vermittelt, der schwarze ein negatives, oder wenn kurze Abstände zwischen Rauch und Nichtrauch auf sich schnell, lange Abstände auf sich langsam nähernde Gefahr, größere Wolken auf eine eher große, kleinere auf eine eher kleine Schar von sich nähernden Feinden/Freunden hinweisen würden.³⁷ Indexikalisch ist am vorgeführten Beispiel nur das anzeichenhaft aus dem Rauch ‚auch‘ zu Schließende: dass es ein Feuer geben muss, wenn Rauch aufsteigt. Diese Information wird aber nicht auf der eigentlichen Spur der willentlichen Informations- oder Bedeutungsübermittlung gesendet, sondern auf einer nur mitlaufenden anderen Spur des Zeichen-Gebens. Dieser Spur sind Symptomata in Bezug auf den Sender zu entnehmen (hier Feuer), die nicht explizit mitgeteilt und entschlüsselt werden sollen und trotzdem mit dem medial gesandten Zeichen (hier *Rauch an sich*³⁸) unvermeidlich mittransportiert werden.

Aus diesem Beispiel lassen sich die zeichentypologisch interessanten Erkenntnisse ziehen,

- dass *Rauch* als Zeichentyp *Index*, also als nicht willentlich gesendetes Anzeichen für ‚Feuer‘, nur außersprachlicher Natur ist und
- dass *Rauch* zwar als *Symbol/Ikone* willentlich gesendet werden kann, es sich aber dann nur um ein parasprachliches Zeichen handelt.

Zu fragen wäre aber nach wie vor, ob es jenseits dieses übernutzten *nichtsprachlichen* Standardbeispiels *Rauch* Vorkommen des Zeichentyps *Index* im eigentlich *sprachlichen* Sinne auch gibt und wo dessen Ort ist. Oben war schon angedeutet worden, dass diese *indexikalische* Neben-Spur sehr viel mit dem Medium der *Symbol-Übertragung* (die auf der Haupt-Spur erfolgt) zu tun hat. Bei Mündlichkeit ist dieses Medium die Stimme, bei Schriftlichkeit ist dieses Medium z. B. die Handschrift. Mit bestimmten Qualitäten beider medialer Träger werden Zusatz-Informationen mit-übermittelt: oral (also mit der Stimme) etwa solche zur Gemütslage der Sprecher (bedrückt, fröhlich), zu ihrem Geschlecht (männlich, weiblich), zu ihrem Alter (jung, betagt), zu ihrer regionalen Herkunft (umgangssprachlich/dialektal gefärbt), zu ihrer sozialen Gruppenzugehörigkeit (vom Standard abweichende Jugendsprache z.B.) usw.; skriptural (also mit der Handschrift) ebenfalls solche zu

³⁷ Diese Ausdruck-Inhalts-Bezüge sind von Verf. erfunden, gleichwohl liegen sie im Bereich des Möglichen.

³⁸ Beim indexikalischen Charakter dieses Zeichens kommt es tatsächlich nur auf den Rauch *an sich* an, nicht auf Frequenz, Größe oder Farbe der Rauchwolken. Diese haben symbolischen und ggf. ikonischen Charakter.

Gemütslage (fahrig, bedacht), Geschlecht (um Schriftästhetik weniger/stärker bemüht³⁹), Alter (kraftlos, energisch) usw.

Neben den Stimm- oder Schrifteigenschaften, also suprasegmental-prosodischen Merkmalen im Oralen und motorisch-graphologischen im Skripturalen, können auch die verwendeten sprachlichen Segmente selbst (Wörter, Morpheme) oder Sprachstileigenheiten der Rede und ‚Schreibe‘ solche Indizes sein: für Geschlechts-, Generationen-, Altersgruppen-, Berufssparten- und andere Zugehörigkeiten, die sich, um nur wenige Beispiele zu nennen, etwa in der Verwendung von Fach- oder Jugendwörtern zeigen.

7. De Saussure, Peirce – und Bühler

Von der basalen Erkenntnis Ferdinand de Saussures von der *Bilateralität* des sprachlichen Zeichens ausgehend war es möglich, die Arten von Beziehungen zu beschreiben, in denen die zwei Seiten dieses Zeichens stehen können. De Saussure war von der grundsätzlich willkürlichen Beziehung zwischen der Inhalts- und Ausdrucksseite ausgegangen und machte so die *Arbitrarität* zu einem der wesentlichen Definientes des sprachlichen Zeichens. Er wollte es deswegen auch nicht *Symbol* nennen:

Beim Symbol ist es nämlich wesentlich, daß es niemals ganz beliebig ist; es ist nicht inhaltslos, sondern bei ihm besteht bis zu einem gewissen Grade eine natürliche Beziehung zwischen Bezeichnung und Bezeichnetem. Das Symbol der Gerechtigkeit, die Waage, könnte nicht etwa durch irgend etwas anderes, z. B. einen Wagen, ersetzt werden.⁴⁰

Konsequenterweise musste der Entscheidung de Saussures, das sprachliche Zeichen als ein im Wesentlichen arbiträres zu definieren, ein weiteres auf dieser Linie liegendes Definientes folgen: die *Konventionalität* des Zeichens, denn nur durch sie kann dessen Arbitrarität begrenzt werden.

Die willkürliche Art von Form-Bedeutungs-Beziehungen ist nun zwar die wesentliche, jedoch nicht die einzige. Bei Peirce stellt sie eine von drei Möglichkeiten dar und macht in seiner Klassifizierung den Zeichentypus aus, den er *Symbol* nennt – ein Terminus, der den von de Saussure problematisierten Bedeutungsgehalt des Sinnbildlichen⁴¹ ausblendet.

Bei Peirce hinzu kommt zum einen das gerade nicht arbiträre, sondern motivierte Zeichen, das den Inhalt des Bezeichneten auf den Ausdruck des Bezeichnenden direkt abbildet und deswegen *Ikon* genannt wird. Ikonismus, so wurde oben weiter ausgeführt, kann lautlicher Ikonismus, also *onomatopoetischer* Natur, oder

³⁹ Möglicherweise ist dieses weiblichen Menschen unterstellte Bemühen um Schönheit jedoch nur ein Geschlechterstereotyp.

⁴⁰ De Saussure, *Grundfragen*, S. 80. Er geht also von einem Alltagssprachlichen Verständnis von *Symbol* aus: ‚einen tieferen Sinn andeutendes Zeichen, Sinnbild‘.

⁴¹ S. o. und Anm. 40.

konstruktioneller Ikonismus⁴² sein. Bei konstruktionellem Ikonismus werden nach Mayerthaler semantische Markiertheitswerte auf formale Merkmale abgebildet („Inhalt verlangt nach Ausdruck“), nach Harnisch können jedoch umgekehrt formal überschüssigen Lautsubstanzen auch semantische Merkmale zugewiesen werden („Ausdruck verlangt nach Inhalt“). Dann liegt *re-konstruktioneller Ikonismus* vor, der durch *Reanalyse* (formale *Resegmentierung* plus semantische *Remotivierung*) entsteht. Für solche Reanalysen müssen in Form von – zumindest ungefährer – lautlicher und semantischer Passung günstige Bedingungen vorliegen, damit sie wirksam werden können. Deshalb sind sie seltener und laufen weniger mühenhaft und gesetzmäßig ab wie die entgegengerichteten Prozesse der *Deanalyse* (mit *Demotivierung* und *Desegmentierung*), sind vielmehr sprunghaft und kontingent.⁴³

Der dritte Zeichentypus bei Peirce ist das *Anzeichen*, der *Index*. Er ist weder arbiträr-konventioneller noch mimetisch-ikonischer Natur, sondern Ursachen folgend und diese anzeigend, also *symptomatischer* Natur. Jeglicher Symptomatik wohnt der Charakter einer fehlenden Mitteilungsabsicht inne. Der symptomatische Bedeutungsgehalt wird deswegen meist nicht explizit artikuliert, sondern gleichsam nur *mitgeliefert*: z. B. durch Stimmqualitäten bei der Übermittlung der ‚eigentlichen‘ verbalen Botschaft aus symbolischen oder ikonischen Zeichen.

Für sein sog. „Organon-Modell“ des sprachlichen Zeichens greift auch Karl Bühler⁴⁴ u. a. auf die Begriffe *Ausdruck*, *Symbol*, *Symptom* und das Eingespanntsein des medial vermittelten Zeichens zwischen *Sender* und *Empfänger* zurück. Auch hier sind terminologische Abgrenzungen zu den anderen großen Sprach- und Zeichentheoretikern nötig, um Missverständnisse zu vermeiden. *Ausdruck* bei Bühler ist nicht *Ausdruck* im Sinne der *Ausdrucksseite* des bilateralen Zeichens, sondern diejenige Teilfunktion des Zeichens, mit der es die „Innerlichkeit“ des Senders ausdrücke; „kraft seiner Abhängigkeit vom Sender“ sei es *Symptom*. Auch wenn Bühler zu seinem Terminus *Symptom* in Klammern „Anzeichen, Indicium“ hinzusetzt, darf es seiner Kennzeichnung als *Indicium* wegen keinesfalls mit Peirce' *Index* gleichgesetzt werden. Bühlers *Indicium*-Begriff bezieht sich auf eine von drei Teilfunktionen jedes (!) sprachlichen Zeichens, nämlich die symptomhafte, dem Sender zugeordnete, während *Index* bei Peirce der Name eines bestimmten Zeichentyps (!) ist.

Die bei Bühler dem Empfänger zugeordnete Teilfunktion des sprachlichen Zeichens ist der *Appell*. Kraft dessen ist es *Signal* an den Hörer. Die der Realwelt zugeordnete – d. h. referentielle – Teilfunktion des Zeichens schließlich ist die *Darstellung*. Kraft deren ist es *Symbol* der „Gegenstände und Sachverhalte“. Bei Bühler hat *Symbol* also einen nochmal anderen Begriffsinhalt:

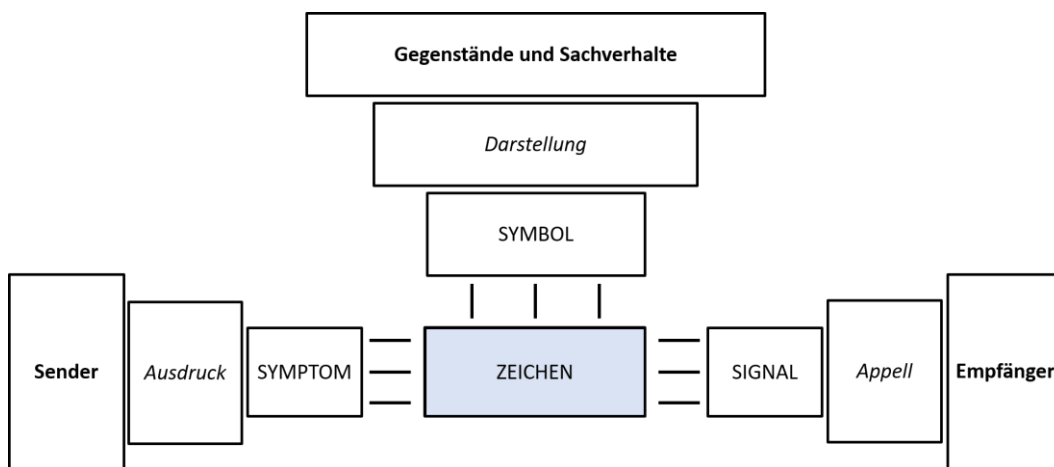
⁴² *Diagrammatik* nach Jakobson.

⁴³ Zur Wichtigkeit der *Kontingenz* vgl. Rüdiger Harnisch, „Remotivierung bei Eigennamen. Kontingenz – Typologie – Theorie“. In: *Namenkundliche Informationen* 109/110 (2017), S. 250-268.

⁴⁴ Karl Bühler, *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena 1934, Nachdruck Stuttgart, New York 1982, Kap. I § 3: Die Zeichennatur der Sprache. Die folgenden Zitate aus Bühler sind den Seiten 28-29 entnommen.

- nicht 'Sinnbild' wie bei de Saussure, der diesen Terminus für die Charakterisierung des eigentlichen sprachlichen Zeichens, des arbiträren, konsequenterweise gar nicht verwendet,
- nicht einer der drei Zeichentypen (neben *Ikon* und *Index*) wie bei Peirce,
- sondern eben eine der drei Zeichenfunktionen (neben *Symptom* und *Signal*).

Das Organon-Modell hat dann folgende, von Verf. gegenüber Bühlers Darstellung ergänzte Gestalt und soll, wie unterhalb dieser Abbildung, mit seinen eigenen Worten noch einmal kompakt paraphrasiert werden⁴⁵:



Die Linienscharen symbolisieren die semantischen Funktionen des (komplexen) SprachZEICHENS. Es ist SYMBOL kraft seiner Zuordnung zu [im Sinne der *Darstellung* von] **Gegenständen und Sachverhalten**, SYMPTOM (Anzeichen, Indicium) kraft seiner Abhängigkeit vom **Sender**, dessen Innerlichkeit es *ausdrückt*, und SIGNAL kraft seines *Appells* an den **Hörer** [...].

Bühler hat seine Zeichentheorie vom *Systemischen*, das in diesem Beitrag bisher ausschließlich behandelt wurde, noch entscheidend ins *Pragmatische* hinaus erweitert.⁴⁶ Ein letztes Beispiel in Form eines Witzes über einen ‚tragisch‘ zu Tode gekommenen Handwerksmeister möge aufzeigen, worum es hier geht:

Der Meister will mit seinem Lehrling einen Pfahl einschlagen. Er hält den Pfahl, händigt dem Lehrling den Schlägel aus, mit dem der Pfahl in den Boden getrieben werden soll, und instruiert den Lehrling mit den Worten: „Wenn ich mit dem Kopf nicke, haust du drauf!“

⁴⁵ Die von Verf. gewählte Typographie der zentralen Begriffe aus der Abbildung wird ins Zitat darunter, das aus Bühler, *Sprachtheorie*, S. 28, stammt, übernommen.

⁴⁶ ebd. Kap. II. Das Zeigfeld der Sprache und die Zeigwörter.

Die Textlinguistik würde dieses folgenreiche Missgeschick so beschreiben, dass der Lehrling die Proform *drauf* textdeiktisch auf den *Kopf* des Meisters bezogen hat, der Meister aber *situationsdeiktisch* auf den Pfahl bezogen wissen wollte. In beiden Verstehensweisen aber liegt auf der Inhaltsseite dieses Pronominaladverbs *drauf* eine stark kontextabhängige Bedeutung vor, wie sie sogenannten „deiktischen Ausdrücken“ eigen ist: Sie werden inhaltsseitig erst aus dem außersprachlichen Kontext vollends aufgeladen. Von diesem Kontext *unabhängig* haben sie nur eine sehr allgemeine Bedeutung: bei *drauf* ist es die Bedeutung ‘auf etwas gerichtet’. Mehr kann dazu in einem ein- oder fremdsprachigen Wörterbuch kaum stehen. Die genaue Bedeutung, hier also, ob der Schlag ‘auf den Kopf’ oder ‘auf den Pfahl gerichtet’ werden soll, ergibt sich jedoch allein aus der außersprachlichen Situation und dem ebenfalls außersprachlichen Weltwissen. Die richtige situative Einschätzung und das vorauszusetzende Weltwissen schienen dem Lehrling fatalerweise abzugehen.

8. Das sprachliche Zeichen und seine Eigenschaften als schulischer Gegenstand

Abschließend sollen einige Anregungen dazu gegeben werden, auf welche Weise man im Schulunterricht Einsichten in die Grundcharakteristika des sprachlichen Zeichens vermitteln kann. Daran wird auch sichtbar, dass eine semiotische Herangehensweise an sprachliche Gegenstände in der Lehrerbildung sinnvoll ist. Dass man sich schülerbezogen im Niveau auf unterschiedliche Altersstufen einrichten muss, ist selbstverständlich. Als Demonstrationsebene empfiehlt sich dabei immer das „Wort“ als die den linguistischen Laien intuitiv am leichtesten zugängliche sprachliche Einheit.

Der Bilateralität des sprachlichen Zeichens (Kap. 1) kann man sich im Unterricht von zwei Seiten nähern: von der Ausdrucks- (= Form-) Seite her und von der Inhalts- (= Bedeutungs-) Seite her. Was die eine Annäherungsrichtung betrifft, kann man von Ausdrücken⁴⁷ wie *kosten*, *Bank* oder *Ball* ausgehen und nach ihrer Bedeutung fragen. Schnell wird deutlich, dass diese Ausdrücke jeweils mehrere Bedeutungen haben: *Ball* die Bedeutungen ‘kugelförmiger Sportgegenstand zum Werfen oder Schießen’ versus ‘Tanzveranstaltung’, *Bank* die Bedeutungen ‘Sitzgelegenheit ohne Lehne’ versus ‘Geldinstitut’, *kosten* die Bedeutungen ‘einen bestimmten Preis haben’ versus ‘Nahrung probieren’. Was die andere Annäherungsrichtung betrifft, kann man von den Ausdrücken wie *Anfang/Beginn*, *Ziege/Geiß* oder *Schreiner/Tischler* ausgehen und nach Bedeutungsunterschieden fragen. Hier wird schnell deutlich werden, dass es keine gibt, jedenfalls keine im semantischen Kernbereich: *Anfang/Beginn* bedeuten beide ‘den Moment/die Phase, zu dem/in der etwas losgeht’, *Ziege/Geiß* beide ein der Gattung *capra* angehörendes Tier, *Schreiner/Tischler* beide ‘jemanden, der den Beruf der handwerklichen Herstellung von Möbeln ausübt’. Allenfalls wird man Unterschiede in der semantischen Nuancierung, der sprachlandschaftlichen Verteilung oder der stilistischen Höhe (vgl. hierzu z.B. *werfen/schmeißen*) entdecken können, letztlich also sehen, dass

⁴⁷ Schüler würden wahrscheinlich von „Wörtern“ sprechen.

es exakte Gleichheit in der Bedeutung oder in Verwendungsbereichen nicht gibt. In Bezug auf die Bedeutungsverschiedenheit gleicher Ausdrücke (Wörter wie *Ball*, *Bank* oder *kosten*) wird man beim Beispielsammeln die Beobachtung machen, dass solche Fälle relativ selten sind, selbst wenn man Fälle zulässt, die semantisch nicht völlig verschieden („homophon“) sind, sondern verwandt („polysem“) wie *Schloss* ‘Burg’ und ‘Türschloss’.

Als generelle Einsicht aus der geschilderten Arbeit am Wort lässt sich dann herausstellen: Es gibt Ausdrücke, die sich von der Form her nicht unterscheiden, aber Verschiedenes bedeuten (Homonyme); und es gibt Ausdrücke, die ganz unterschiedliche Formen haben, aber das Gleiche bedeuten (Synonyme):

Homonymie		Synonymie	
ein Ausdruck <i>Ball</i>		Ausdruck 1 Schreiner	Ausdruck 2 Tischler
Bedeutung 1 ‘Sport- und Spielgerät’	Bedeutung 2 ‘Tanzveranstaltung’	eine Bedeutung ‘Holzmöbelhersteller’	

Wenn verstanden ist, dass sprachliche Zeichen eine Inhalts- und eine Ausdrucksseite haben, die untrennbar miteinander verbunden sind, lässt sich mit Manipulationen der Ausdrucksseite weiterspielen, etwa in der – fatalen – Weise des Bedeutungstauschs existierender Wörter wie beim Beispiel Peter Bichsels aus Kap. 5 oder auch durch Erfindung von Nonsenswörtern. Daran lässt sich zweierlei zeigen: Zum einen ist es im Prinzip egal, welche Form wir welchen Bedeutungen geben: Warum sollte ‘Wurst’ nicht mit **Schnoff* ausgedrückt werden können oder ‘Vogel’ mit *Wack*? Zum andern müssen wir uns in diesem Spiel aber einig darüber sein oder werden, dass wir eine Bedeutung auf diese Weise ausdrücken wollen, und uns dann auch an diese Abmachung halten. Dieses Aushandeln und schließlich Treffen von Konventionen kann man in Klassen oder Gruppen praktizieren lassen, das Einhalten dieser Konventionen in kommunikativen Situationen erproben. Auf die Ähnlichkeit mit dem Erlernen und Gebrauchen von Phantasiesprachen (z.B. Elbisch) oder Fremdsprachen kann man hinweisen.

Erkenntnisziel ist, dass sprachliche Ausdrücke beliebig („arbiträr“) sein können, solange sich die Sprechergruppe oder eine ganze Sprachgemeinschaft darüber einig ist, welche Form „konventionell“ die betreffende Bedeutung tragen soll.

Die Ausführungen in Kap. 2 aufgreifend, kann man das Thema der Motiviertheit vertiefen. Ausgehend von einem Fall wie *Kuckuck*, bei dem es ein Onomatopoetikum sogar zur normalen standardsprachlichen Bezeichnung gebracht hat, wendet man sich etwa kindersprachlichen Tierbezeichnungen zu, die in ihrer Form Inhalte des Bezeichneten aufnehmen, hier die Laute, die diese Tiere von sich geben und mit denen kleine Kinder nach dem Prinzip des *pars pro toto* die betreffenden Tiere überhaupt bezeichnen: *Wauwau* ‘Hund’, *Miau* ‘Katze’, *Muh* ‘Kuh’. Das kann man scherzhaft weitertreiben zu tierlautmotivierten Bezeichnungen für ‘Ziege’,

‘Schwein’, ‘Hase’ bis zu ‘Fisch’, wobei klar wird, dass die Möglichkeiten der lautabbildenden Bezeichnung mit abnehmender Eindeutigkeit der Tierlaute, ihrer Nachahmbarkeit oder gar Vernehmbarkeit zurückgehen.

Etwas weg von der – mehr oder weniger – naturalistischen Lautnachahmung (Laut-Ikonismus) liegt Laut-Symbolik (zu beidem Kap. 6), bei der Eigenschaften wie ‘Plötzlichkeit’, ‘Lautcharakter’, ‘Sonorität’ u.ä. zur Geltung kommen und in Wortgestalten wie *platzen/verpuffen*, *spritzen/patschen*, *brummen/säuseln* eingegangen sind. Ausgehend von Geräuschen bei bestimmten Tätigkeiten (wie ‘Wasser in Bewegung bringen’) kann man solche lautsymbolischen Wörter (Verben wie *plantschen*, Interjektionen wie *plitsch-platsch* usw.) sammeln und semantisch gruppieren lassen. Von *peng!* bis *summ-summ-summ* bietet das Durchforsten von Comics, Bilderbüchern und (Kinder-) Liedern reichhaltiges Anschauungsmaterial und gute Handhaben zu seiner Abstufung nach Grad der Ikonizität bzw. Motiviertheit.

Konstruktionellen Ikonismus (dazu Kap. 2, vgl. auch 6) kann man zeigen, wenn man Wortbildungen wie *Bierfass* versus *Fassbier* nimmt, deren Kompositionsglieder einfach vertauscht sind und bei denen angesichts der im Deutschen geltenden immer gleichen Determinationsrichtung Grundwort und Bestimmungswort in einer jeweils spezifischen Motivationsbeziehung stehen:

Bierfass = Fass für Bier (statt für Wein)

Fassbier = Bier vom Fass (statt aus der Flasche)

Wie sich Kinder solcher Motivationsbeziehungen bewusst werden, hat ein sechseinhalbjähriger Junge auf folgende Weise verbalisiert: „*Vormittag* heißt ‘vor Mittag’ und *Nachmittag* heißt ‘nach Mittag’ – das hört’mer, gell?“. Damit hat dieses Kind den Weg der remotivierenden Erklärung längst demotivierter (lexikalisierter/idiomatisierter) Wortbildungen beschritten, d.h. sich die Ursprungsmotivation dieser Bildung zurückerschlossen. Wenn man ausgehend von Paraphrasierungen wie „eine *Großbaustelle* ist eine *große Baustelle*“ auf dieser Linie weiterfragt, ob eine *Großküche* einfach eine *große Küche*, eine *Großstadt* einfach eine *große Stadt* oder eine *Großmutter* gar eine *große Mutter* sei, kann man bei Schülern produktive Irritation wecken. Erkenntnisziel solcher Tests ist, dass Versuche wie der, den Bestandteil *groß* in den betreffenden Komposita in seiner Grundbedeutung wörtlich zu nehmen, also zu re-motivieren, oft daran scheitern, dass die Glieder zusammengesetzter Wörter im Sprachwandel zunehmend demotiviert werden und holistische Neubedeutungen entstehen, die nicht einfach die Summe ihrer wörtlich genommenen Teile darstellen (dazu Kap. 4).

Mit ebenfalls erkenntnisförderndem Überraschungseffekt kann man sich in einer nochmals andern remotivierenden Weise den Sprachzeichen nähern, indem man aufzeigt, wie in sie Strukturen und Bedeutungen hineingelesen werden, die sie ursprünglich gar nicht aufweisen (vgl. Kap. 2, 3 und 4). Beginnen könnte man mit Fragen an die Schüler, warum *rasant* denn *rasant* oder das *Maultier* denn *Maultier* heiße. Es ist zu erwarten, dass dann *rasant* mit *rasen* und *Maultier* mit *Maul* in eine „volksetymologische“ Verbindung gebracht wird, zumal, wenn man

das erste Beispiel in eine Phrase wie *eine rasante Fahrt mit dem Sportwagen* einbettet und zum zweiten Beispiel ein Bild des Tierkopfes mit deutlicher Darstellung der Maulpartie zeigt. Erhellend ist dann die Richtigstellung, dass *rasant* nicht von *rasen* kommt, sondern von frz. *rasant*, das zu *raser* 'schneiden, rasieren' zu stellen ist, und *Maultier* von lat. *mulus* 'Tier aus Kreuzung von Pferd und Esel' kommt, und dass nur die lautliche Ähnlichkeit und eine einigermaßen passende Bedeutung der falschen Wortstämme es ermöglicht haben, die Wörter so zu interpretieren.

Spielerisch kann man weitergehen und absichtlich falsche Interpretationen (Remotivierungen) vornehmen und etwa scherzhaft fragen, ob es neben einer *Neuralgie* auch eine *Altralgie* gibt, wenn dieser schmerzhafteste Zustand schon weiter zurückliegt. Das Kinderpsychologen-Paar Stern weist auf einen Fall unabsichtlicher Fehldeutung dieses Wortes durch einen vierjährigen englischen Jungen hin, „der gehört hatte, dass seine Kinderfrau Neuralgie habe. Da sagte er: ich glaube nicht dass es ‚neue Ralgie‘ ist, *I call it old ragia*“ [sic].⁴⁸ Da Zeitungsschlagzeilen eine ergiebige Fundgrube für remotivierende Wortspiele sind, kann man Schüler darauf ansetzen und wird fündig werden: so, wenn mit dem Wortbestandteil *Neu* in der demotivierten Bildung *Neugier* gespielt und ihr, sie remotivierend, *Altgier* in der Überschrift „Neugier und Altgier – Der Beginn der Bildepoche diesseits der Kunst“ entgegengesetzt wird.⁴⁹

Nach produktspezifischen Sprachzeichen kann man Markennamenbestände durchsuchen lassen und darf darauf hoffen, dass die Schüler ausdrucksseitige Muster etwa von Wortausgängen entdecken, die typisch für bestimmte Warengruppen sind, etwa *Salvator*, *Kulinator*, *Humorator* usw. für Bockbiere, *Persil*, *Sunil*, *Tandil* usw. für Waschmittel. Auch diese Reihenbildungen kann man ihnen über Remotivierung erklären: Der Name des Prototyps von Bockbier, *Salvator*, wurde in *Salv-ator* zerlegt und das abgespaltete Wortelement *-ator* zu einem Anzeiger für 'Bockbier' gemacht und an andere Stämme angehängt. Der Name des Prototyps von Waschmitteln, *Persil*, ursprüngliche Kurzbildung aus den Wortbestandteilen *Perborat* und *Silikat* mit der Struktur *Per-sil*, wurde in *Pers-il* resegmentiert, der Wortausgang *-il* ebenfalls reihenbildend an andere Wortstämme angehängt und so als Kennzeichner für 'Waschmittel' remotiviert.

Ein Bereich des ‚Hineinhörens‘ von Sinn und Struktur in sprachliche Ausdrücke, der für Schüler einen hohen Spaßfaktor haben dürfte, sind sog. „Mondegreens“⁵⁰, die man auf Deutsch auch „Wumbabas“ nennen könnte und die in popkulturellen Studien als „misheard lyrics“ („Verhörer“ von Liedtexten) bezeichnet werden. Sie stellen ebenfalls eine Art von Volksetymologien dar, nur haben sie die Eigenart, dass sie nicht der Verständigung dienen. Insofern bleiben sie kommunikativ folgenlos, denn mit Liedern, Gedichten, Gebeten u.ä. kommuniziert man normalerweise nicht. Eigentlich stellen diese Vorgänge auch nicht einfach ein – passives – „Verhören“ dar, sondern sind ein – aktives – kreatives Sinnverleihen, auch wenn dieser Sinn, am Original gemessen, falsch ist. Einleitend kann man im Unterricht

⁴⁸ Clara und William Stern, *Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung*. Leipzig 1928. Unveränderter Nachdruck Darmstadt 1975, S. 419.

⁴⁹ *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 9. März 2011.

⁵⁰ Dazu Sylvia Wright in *Harper's Magazine* 1954.

die terminusprägenden Beispiele vorstellen: (1) *Mondegreen* aus der schottischen Ballade *The Bonnie Earl o' Moray*, (2) *Wumbaba* aus Matthias Claudius' Abendlied *Der Mond ist aufgegangen*. Die ‚verhörten‘, d.h. remotivierten und in diesem Zuge ggf. resegmentierten Passagen sind in (1) und (2) unten fett gedruckt:

- | | |
|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <p>(1) <i>They ha'e slain the Earl o' Moray</i>
 [...]
 'Sie erschlugen den Grafen von Moray
 [...]</p> | <p><i>And laid 'im on the green</i>
 <i>And Lady Mondegreen</i>
 Und legten ihn auf den Rasen'
 Und die Gräfin Mondegreen auch'</p> |
| <p>(2) <i>Der Wald steht schwarz und schweiget</i>
 <i>und aus den Wiesen steigt</i>
 [...]</p> | <p><i>der weiße Nebel wunderbar</i>
 <i>der weiße Neger Wumbaba</i></p> |

Berühmtheit erlangte vor ein paar Jahren der Fall eines Popsongs, bei dem der Vers *I Got the Power* von einer Hörerin als *Agathe Bauer* missinterpretiert wurde. Sie berichtete davon im Dudelfunk und trat damit eine noch größere Lawine von Meldungen solcher ‚Verhörer‘ aus der Bevölkerung an die Redaktion los, als sie Axel Hacke in seiner Kolumne *Das Beste aus meinem Leben* im Magazin der *Süddeutschen Zeitung* ausgelöst hatte.⁵¹ Auch die Schüler werden von eigenen solchen „misheard lyrics“ berichten können. Nach deren Sammlung und Gegenüberstellung mit den Originalen kann man sich im Unterricht dann daran machen zu prüfen, welche semantischen und lautlichen (segmentalen, silbischen, akzentuellen) Ähnlichkeitsbedingungen vorliegen müssen, um solche „Wumbabas“ zu ermöglichen: Sinnplausibilitäten auf der einen Seite, an die im Lyrischen keine so strengen Maßstäbe angelegt werden, silbenstrukturelle Passung auf der andern Seite, weil ein „Wumbaba“ phonotaktisch nicht zu weit abweichen darf und silbisch den Rhythmus halten muss.

Durch Nachspielen von Aktionen wie „Das schönste deutsche Wort“⁵² oder „Das Unwort des Jahres“ in der Schule, bei denen es natürlich nicht bei der Nennung von Wörtern bleiben darf, sondern die motivierenden Gründe für deren Wahl geschildert werden müssen, werden mit großer Wahrscheinlichkeit zahlreiche re-motivierende Wortdeutungen angeregt. Häufig kommt es nämlich bei solchen Begründungen dazu, dass Wörter in ihren Bestandteilen de-idiomatisiert werden, so wenn z.B. in Bezug auf *Maschinen bedienen* kritisiert würde, dass in *bedienen* das Verb *dienen* stecke und man sich nicht zum *Diener von Maschinen* machen (lassen) solle.⁵³ Beispiele für im Sinne der Aktion „Das schönste deutsche Wort“ gelungene, aber auch misslungene Kommentare sind oben in Kap. 1 angeführt und besprochen.

⁵¹ Wie es dazu kam, schildert der Autor in Axel Hacke und Michael Sowa, *Der weiße Neger Wumbaba. Kleines Handbuch des Verhörens*. München 2004, S. 5.

⁵² Siehe Kap. 1 und Anm. 4.

⁵³ Verf. erinnert sich an eine solche Äußerung des ehemaligen Bundessozialministers Norbert Blüm (CDU) in einer TV-Talk-Runde.

Während von den drei Peirce'schen Typen des sprachlichen Zeichens das Ikon (in den Ausführungen zu Motiviertheit und Remotivierung) und das Symbol (in den Ausführungen zu Arbitrarität und Konventionalität) ausführlich behandelt und für ihr Verständnis Unterrichts Anregungen gegeben worden sind, ist der Index (als Indiz und Symptom) bisher in seinen theoretischen und didaktischen Belangen noch etwas zu kurz gekommen. Das liegt natürlich auch an seinem Charakter als Träger von – hauptsächlich – Nebenbedeutungen, die mit der eigentlichen verbalen Botschaft oft unabsichtlich, aber unvermeidlich nur mitübermittelt werden. Um auch zum Verständnis dessen einen spielerischen Weg zu gehen, könnte man etwa von verdeckt bleibenden Personen Texte so lesen (oder auch frei sprechen) lassen, dass diese Person selbst nicht erkannt wird, sondern andere als die eigenen an der Stimme erkennbaren Merkmale vortäuscht: so wenn ein Mädchen mit bairischem Akzent stimmlich so tut, als sei es ein erwachsener Mann aus Franken, wenn also die Merkmale 'jung', 'weiblich', 'bairischsprachig' in die Merkmale 'älter', 'männlich', 'fränkischsprachig' transformiert („verstellt“) werden. Die ‚verräterischen‘ stimmlichen Merkmale kann man dann beschreiben lassen und schließlich auf das Erkenntnisziel hinarbeiten, dass mit unseren verbal übermittelten „Inhalten“ immer auch noch soziale „Informationen“ über uns mittransportiert werden. Was man auf diese Weise am mündlichen Medium Stimme durchgespielt hat, kann man auch am Medium der Handschrift durchprobieren und schauen, welche Persönlichkeitsmerkmale sie indiziert. Neben sozialen kann man auch situative Merkmale (wie Aufgeregtheit, Gemütsverfassung usw.) in solche Spiele zur Erkennung stimmlicher und graphologischer Qualitäten einbeziehen.

Die hier gemachten Vorschläge haben sich alle auf das sprachliche Zeichen und seine medialen Formen bezogen. Was daran prinzipiell zu erkennen und zu lernen war, bietet die Basis dafür, in der gleichen oder einer ähnlichen Weise auch andere als sprachliche „Zeichen“ (Schilder, Piktogramme, bildliche und musikalische Kunstwerke, Signale, Sirenen usw.) im Unterricht zu behandeln und über ihre ausdrucks- und inhaltsseitigen Qualitäten zu reflektieren und über die Grade der Ikonizität/Motiviertheit und Symbolhaftigkeit/Arbitrarität nachzudenken, die an ihnen sichtbar wird.

Literatur- und Medienverzeichnis

Printliteratur

- Augst, Gerhard. *Untersuchungen zum Morpheminventar der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen 1965.
- Bühler, Karl. *Sprachtheorie. Die Darstellungsfunktion der Sprache*. Jena 1934, Nachdruck Stuttgart, New York 1982.
- Dornseiff, Franz. *Der deutsche Wortschatz nach Sachgruppen*. 7. Aufl. Berlin 1970.
- Hacke, Axel/Michael Sowa. *Der weiße Neger Wumbaba. Kleines Handbuch des Verhörens*. München 2004.

- Harnisch, Rüdiger. „Das generische Maskulinum schleicht zurück. Zur pragmatischen Remotivierung eines grammatischen Markers“. In: Andreas Bittner/Constanze Spieß (Hgg.). *Formen und Funktionen. Morphosemantik und grammatische Konstruktion*. Berlin, Boston 2016, 159-174.
- Harnisch, Rüdiger. „Verstärkungsprozesse. Zu einer Theorie der ‚Sekretion‘ und des ‚Re-konstruktionalen Ikonismus‘“. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 32 (2004), 210-232.
- Harnisch, Rüdiger (Hg.). *Prozesse sprachlicher Verstärkung. Typen formaler Resegmentierung und semantischer Remotivierung*. Berlin, New York 2010.
- Harnisch, Rüdiger. „Remotivierung bei Eigennamen. Kontingenz – Typologie – Theorie“. In: *Namenkundliche Informationen* 109/110 (2017), 250-268.
- Jakobson, Roman. „Quest for the essence of language“. In: Ders. *Selected Writings II: Word and Language*. The Hague, Paris 1971, 345-359.
- Keller, Rudi. *Sprachwandel*. 2. Aufl. Tübingen, Basel 1994.
- Limbach, Jutta (Hg.). *Das schönste deutsche Wort*. Ismaning 2005.
- Mayerthaler, Willi. *Morphologische Natürlichkeit*. Wiesbaden 1980.
- Peirce, Charles S. *Semiotische Schriften 1. 1865-1903*. Christian J.W. Kloesel/Helmut Pape (Hgg., Übers.). Frankfurt am Main 2000, Lizenzausgabe Darmstadt 2000.
- Saussure, Ferdinand de. *Grundfragen der Allgemeinen Sprachwissenschaft*. Charles Bally/Albert Sechehaye (Hgg.), Herman Lommel (Übers.). 2. Aufl. Berlin 1967.
- Stern, Clara und William. *Die Kindersprache. Eine psychologische und sprachtheoretische Untersuchung*. Leipzig 1928. Unveränderter Nachdruck Darmstadt 1975.
- Walter, Bettina. *Nachdenken über die Konventionalität von Sprache am Beispiel der Kurzgeschichte Ein Tisch ist ein Tisch von Peter Bichsel, Entwurf einer Lehrprobe*, August-Becker-Schule Neustadt an der Weinstraße 2007.
- Wurzel, Wolfgang U. „Pfade durch das Lexikon“. In: Ingo Plag/Klaus P. Schneider (Hgg.). *Language use, language acquisition and language history*. Trier 2000, 45-65.

Internetquellen

- „Ein Tisch ist ein Tisch (Kurzfilm)“. <https://vimeo.com/8749843>; Abruf am 23.02.2019.
- „Entwurf der Lehrprobe“. igad.de/Links/Seminar/Lehrdarstellungen/07-Walter-LP.doc; Abruf am 23.02.2019.
- „Germanistik“. <http://www.skill.uni-passau.de/lehrprojekte/germanistik/>; Abruf am 27.02.2019.
- „Projektdetails. Typologie und Theorie der Remotivierung“. http://www.phil.uni-passau.de/deutsche-sprachwissenschaft/forschung/projektetails/?tx_importconveris_pi1%5Baction%5D=showSingleProject&tx_importconveris_pi1%5Bid%5D=1124&viewdesc=scientific; Abruf am 25.02.2019.

„Rauchzeichen“. <https://de.wikipedia.org/wiki/Rauchzeichen>; Abruf am 24.02.2019.